

Schwarzer Stern

Niemand altert besser als David Bowie. Schon rein körperlich. „Blackstar“ heißt die erste Single zu seinem neuen Album, das denselben Titel trägt. Und wenn er im dazugehörigen Videoclip, einem postapokalyptischen Zehnminutenfilm, einen blinden Seher und einen messianischen Priester gibt, dann ist das nicht nur so düster, wie es die Rolle verlangt – er sieht dabei auch unglaublich gut aus. 69 Jahre wird er alt, wenn „Blackstar“ an seinem Geburtstag am 8. Januar erscheint, und er trägt die Jahre mit dem Stil und der Eleganz, die man immer von ihm gewohnt war. Aber Bowie ist nicht nur ein schöner Mann. Auch künstlerisch und karrierestrategisch hat er sich gut gehalten. Denn was machen die anderen überlebenden Popstars der Generation 65 plus? Zwängen sich in hautenge Ganzkörperanzüge und singen davon, Menschmaschinen zu sein, wie Ralf Hütter von Kraftwerk. Oder steigen schon mal Frauen nach, die ihre Töchter sein könnten, wie Bryan Ferry. Schön für jeden von ihnen, vermutlich. Aber nicht immer ein erfreulicher Anblick.

Was David Bowie in seinem Privatleben genau tut, ist weitgehend unbekannt. Er lebt mit seiner Frau Iman in New York, so viel ist sicher. Er wird in Galerien und Konzertsälen gesehen. Aber sonst? Bowie hat aufgegeben, was am Popstar-Dasein Pop ist. Er gibt keine Konzerte mehr und keine Interviews. Er twitert keine Anekdoten aus seinem Leben und schreibt nichts Privates auf seine Facebook-Seite. Nur eines hat er behalten: seine Neugier. Deshalb macht er Musik – die beste, die er seit 30 Jahren veröffentlicht hat.

Vor drei Jahren brachte er „The Next Day“ heraus, eine schöne und vergangenheits-satte Rockplatte, die Fäden wieder aufnahm, die er in den Siebzigern liegen gelassen hatte, etwa aus seiner Zeit in Westberlin. Nun kommt „Blackstar“. Das Album klingt wie nichts, was Bowie bisher gemacht hat. Er hat es mit dem Jazzsaxofonisten Donny McCaslin und dessen Band eingespielt, die sieben Stücke haben einen kalten, freien, elektrischen Jazzgroove. Dazu spielt McCaslin Saxofon. Die verrästelten Songs drehen sich um das Älterwerden in New York, Bowies „cock“ und einmal um den „Islamischen Staat“ – vielleicht aber auch nicht. In „Blackstar“ singt Bowie „I’m not a popstar“. Wahrscheinlich ist das sein großes Glück: dass es ihm gelungen ist, sich vom Pop- in einen Blackstar zu verwandeln, einen schwarzen Stern. Unsichtbar, aber noch da, irgendwo am Himmel. Immer noch voller Kraft. Die sich ganz in Kunst verwandelt. Weil der Rest Zeitverschwendung ist. rap

Die Zahl

9:57

Dass der klassische Radiohit drei Minuten lang ist, liegt auch an der Schallplatte – längere Songs waren auf den früheren Singles nicht üblich. Bowies „Blackstar“ sollte eigentlich über elf Minuten lang werden, iTunes akzeptiert für Singles aber nur zehn.

Also kürzte Bowie auf 9:57 Minuten. rap



JIMMY KING / SONY MUSIC

Bowie

Nils Minkmar Zur Zeit

Monsieur Bouteille



„Wie spricht man ihn überhaupt an?“, fragte ich meinen Freund Sylvain, der damals Chefredakteur der linken Zeitung „Libération“ war und François Hollande schon häufig getroffen hatte. Kurzes Nachdenken: „Monsieur. Also wir sagen immer Monsieur Hollande.“

In Frankreich behalten Amtsträger ihre Titel ein Leben lang. Einmal für sechs Monate Unterstaatssekretär für Nichtraucherfragen gewesen, und man wird auch im Altersheim noch mit Monsieur le Ministre begrüßt. François Hollande, den wir kurz vor seiner Wahl zum französischen Staatspräsidenten interviewten, hatte zuvor kein bedeutendes öffentliches Amt innegehabt.

Damals in Paris schien uns das eigentlich ganz sympathisch – einer, der bloß als Monsieur in den Élysée-Palast einziehen würde, an der Seite seiner engagierten Lebensgefährtin Valérie Trierweiler, politisch flankiert von dem besonnenen Jean-Marc Ayrault. Ein normaler Präsident eben, das war damals der Plan.

Heute ist alles anders. Noch wenige Tage vor dem Ende eines für Frankreich albatraumhaften Jahres hat Monsieur le Président etwas ganz Besonderes geschafft: All seine Wegbegleiter der ersten Stunden haben sich gegen ihn gestellt. In wütenden Tweets haben Ayrault, Valérie Trierweiler und sogar der geduldige Sylvain Bourmeau ihre Enttäuschung über Hollande auf Protokoll gegeben. Grund dafür ist dessen jüngste politische Volte, mit der er sich auf das politische Terrain des Front National manövriert hat. Fortan sollen Terroristen, die außer der französischen noch eine weitere Staatsangehörigkeit besitzen, nach der Verurteilung ihre französische Staatsangehörigkeit verlieren, und zwar selbst dann, wenn sie in Frankreich geboren wurden. Man kann gar nicht aufhören, den Irrsinn dieses Vorhabens zu beklagen. Die Abschreckung ist gleich null, denn fanatisierte Täter spotten jedem Strafmaß. Ein Selbstmordattentäter etwa wird sich nur in den seltensten Fällen vom drohenden Verlust seines Passes von seiner Tat abbringen lassen.

Dafür ist das Signal an alle anderen deutlich: Die Republik unterscheidet zwischen ihren Bürgern. Es gibt Franzosen, für die allein das Strafrecht Anwendung findet, und andere Franzosen, für die nun auch noch dieses Staatsangehörigkeitsgesetz gilt. Dieses Vorhaben ist ein schwerer Fehler: Es spaltet die Nation und gibt den extremen Rechten, die solche diskriminierende Symbolpolitik seit Jahren fordern, das gute Gefühl, es immer schon besser gewusst zu haben. Der Égalité, dem zweiten Prinzip der Republik, sagt Hollande damit Adieu. Um bei der Präsidentschaftswahl im Jahr 2017 irgendwie im Amt bestätigt zu werden, auch im Falle eines neuerlichen Terrorangriffs.

Währenddessen feierte David Cameron auf dem anderen Ufer des Ärmelkanals mit lieben Freunden in einem Londoner Restaurant, als Teile seines Landes mit dem Hochwasser kämpften. Das Lokal trug den passenden Namen „Sexy Fish“. François Hollande und David Cameron sind keine unsympathischen Männer. Womöglich hätte man sie gern zum Nachbarn. Aber es ist schon ein historischer Jammer, dass Europa in diesen brisanten Zeiten von solchen Flaschen regiert wird.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.

Kino Die fehlende Mitte

Seit seinem bitterschönen Debütfilm „Reprise“ aus dem Jahr 2006 wurde der norwegische Regisseur und Drehbuchautor Joachim Trier von Hollywood umgarnt. Nun kommt mit dem Familiendrama „Louder Than Bombs“ (Start: 7. Januar) sein erster auf Englisch gedrehter Film in die Kinos. Der größte Unterschied zu seinen früheren Indie-Werken ist dabei nur, dass einige Rollen nun mit Stars besetzt sind: Isabelle Huppert spielt

eine ehemalige Kriegsphotografin, die bei einem wahrscheinlich selbst und absichtlich herbeigeführten Verkehrsunfall ums Leben kommt; Gabriel Byrne ist ihr ratloser Ehemann, der nach der Katastrophe versucht, seine Familie zusammenzuhalten, obwohl ihr die Mitte abhandengekommen ist. Alles andere ist so, wie es bei Trier zuvor schon war: träumerischer, unsentimentaler Tonfall und unaufdringlich große Bilder von den scheinbar kleinen Momenten, die am Ende die wichtigsten sind. das

Biene Maja „Die Frauen standen Schlange“

Der Biograf **Bernhard Viel**, 57, über den fast vergessenen Bestsellerautor Waldemar Bonsels

SPIEGEL: Herr Viel, in Ihrem neuen Buch porträtieren Sie Waldemar Bonsels, der 1912 die Biene Maja erschaffen hat. War er ein typischer Märchenonkel?

Viel: Mitnichten. Er sah gut aus und ist wie ein Magier aufgetreten. Er hatte viele Affären, bei seinen Lesungen standen die Frauen Schlange. Angeblich musste einmal die Polizei eingreifen, weil es Tumulte gab.

SPIEGEL: Wie bei einem Popstar.

Viel: Er war ein Popstar seiner Zeit. Es ist ihm gelungen, sich als Dichter in der Nachfolge der Romantiker Novalis und E. T. A. Hoffmann zu inszenieren, als guter Mensch, der eine metaphysische Empfindung vermittelt. Tatsächlich hatte er nur seine Karriere im Blick. Er hatte einen feinen Riecher für Wechsel des politischen Klimas.

SPIEGEL: War er ein Nazi?

Viel: Er hat mit einem autoritären Staat sympathisiert, ein über-

zeugter Nazi war er eher nicht. Er hat sich angebiedert, war eng mit Hanns Johst befreundet, dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer. Dank ihm gehörte er zur Nazi-Kulturprominenz.

SPIEGEL: Lässt sich das in der „Biene Maja“ ablesen?

Viel: Die „Biene Maja“ ist ein politischer Roman, in dem die Monarchie als ideale Staatsform beschworen wird. Die Figur der Bienenkönigin ist ein Porträt des Kaisers Wilhelm II., das Zeitgenossen leicht entschlüsseln konnten. Aber: Diese Bienenkönigin steht nicht über dem Gesetz, sie ist kein Diktator. Ein entscheidender Unterschied zur NS-Ideologie.

SPIEGEL: Wieso ist Bonsels heute fast vergessen?

Viel: Seine Nähe zu den Nazis hat ihm geschadet. Wichtiger ist aber, dass die meisten seiner Werke heute trivial wirken. Bonsels hat oft versucht, gedankliche Tiefe durch sprachliche Gewundenheit vorzutäuschen. Damals konnte er sein eher kleinbürgerliches Lesepublikum verführen, heute wirkt das oft altbacken und ver-schraubt. tob

Bernhard Viel: „Der Honigsammler. Waldemar Bonsels, Vater der Biene Maja“. Verlag Matthes & Seitz, Berlin; 448 Seiten; 24,90 Euro.

